

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 1

Artikel: Der neue Bundespräsident
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 2. Januar

Der Wanderer.

Von H. Huggenberger.

Ich hab' von einem Tag geträumt,
Von einer Stunde, stolz und groß,
Ich sah das Glück von ferne,
Nun find' ich seinen Schatten bloß.

Auf heißen Straßen lief mein Fuß,
Kein Stein zu schwer, ich wälzt' ihn weg,
Ueber des Abgrunds Grauen
Trug schwankend mich der schmale Steg.

Nun singen Geigen leis und laut,
Der Becher glüht, gefüllt zum Rand,
Kann ich ihn heben und neigen
Mit meiner müden, harten Hand?

Der neue Bundespräsident.

In ihrer Sitzung vom 17. Dezember wählte die vereinigte Bundesversammlung zum Präsidenten des Bundesrates Herrn Bundesrat Dr. Giuseppe Motta, zum Vizepräsidenten Herrn Bundesrat Camille Décoppet.

Diese Wahlen dürfenfüglich als ein gutes Omen für die eidg. Politik des Schicksalsjahres 1915 bezeichnet werden. Durch sie werden die Vertreter der beiden Nationalitäten im Bundesrate, die die Minderheit in unserem Volke darstellen, mit den höchsten Ehrenstellen betraut, die unser Staat zu vergeben hat. Wenn auch die Zufälligkeit der Reihenfolge bei diesen Wahlen eine Rolle gespielt haben mag, so ist doch der gute Wille der Mehrheit damit augenscheinlich dokumentiert und muß unsere tessinischen und welschen Bundesbrüder mit Genugtuung erfüllen und in ihnen die Ueberzeugung stärken, daß ihr Einfluß in gemeindegemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht gemindert werden will.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Schweiz ist der Eindruck, den die Wahlen, insbesondere die des Bundespräsidenten für dieses Jahr,



Bundespräsident Dr. Giuseppe Motta.

Phot. Suß, Bern

im Ausland erwecken. Ganz ohne Zweifel sind der Schweiz durch die Wahl des Herrn Dr. Motta zum Bundespräsidenten in Italien Sympathien erstanden, die sie vorher nicht befaß. Und diese Sympathien — gleichviel, ob sie sich auf die falsche Auffassung, daß der schweizerische Bundespräsident die eidgenössische Auslandspolitik leite, stütze oder nicht — sie könnten uns im neuen Jahre recht gelegen sein. Denn wenn nicht alles täuscht, so fühlt Italien sich berufen, in diesem Kriege ein gewichtiges Wort zu sagen; dann hängt unser politisches und wirtschaftliches Wohl und Wehe zu einem nicht kleinen Teile vom Verhalten Italiens uns gegenüber ab.

Giuseppe Motta ist ein Tessiner; sein Vater und sein Großvater führten den Gasthof zur Post in Mirolo, der vor der Eröffnung der Gott-hartbahn die Postpferde- und Waren-Ablagehalterei inbegriff. In den tessinischen Volksschulen, auf dem bischöflichen Gymnasium zu Ascona und auf dem Lyzeum in Freiburg empfing er die allgemeine Schulung, an den Hochschulen in Freiburg, München und Heidelberg betrieb er sein juristisches Stu-

dium, das er an letzterem Orte mit dem Doktorexamen glänzend abschloß. So haben ihn die Abstammung und das Studium in der italienischen Kultur wurzeln, aber in der französischen und deutschen wachsen lassen. Diefem glücklichen Umstand verdankt er feinen reinen fchweizerifchen Standpunkt in der inneren und äußeren Gefinnung, einen Standpunkt, der einem Teffiner befonders hoch anzurechnen ift, weil das Gefühl, einer Minderheit anzugehören, wie dieß ganz natürlich ift, gar leicht den Blick trübt.

Diefer Standpunkt hatte fchon den jungen Politiker, den Führer der teffinifchen Konfervativen Partei gekennzeichnet. Im Jahre 1895 war Motta in den Großen Rat des Kantons Teffin und 1899 in den Nationalrat gewählt worden. Zimmer hat er das Wohl des Vaterlandes über die Partei- und Kantonsinteressen gefteht. Am beften charakterifzieren feinen Standpunkt und feine Gefinnung die fchönen Worte, die er bei feiner Wahl zum Bundesrat 1911, beim Abfchied aus dem Teffin vor feinen Freunden gefprochen hat: „Es foll die Sorge des guten Bürgers nicht darin befehen, daß er die Mitbürger ihrer Parteizugehörigkeit wegen lieblos behandle, fondern daß er vielmehr in die Parteiprogramme und das Parteivirken hinein einen idealen Inhalt bringe, der die Ge-

müter für die Gerechtigkeit, den Fortfchritt und die Freiheit entflammt. Die beiden höchften Lebensideale find für mich jene geliebten, die ich auf den Knien der Mutter und auf der Schulbank kennen gelernt habe: Gott und Vaterland! Die Religion gehört zu den stärkften Faktoren der gefellfchaftlichen Erziehung. Heute, wie ehemals, halte ich dafür, daß fie der Staat nicht vernachlässigen kann, ohne dadurch feinen eigenen Schaden heraufzubeschwören. Die Vaterlandsliebe ift die Kraft der starken Völker, in der verchrenden Liebe zum Vaterland können fich alle Herzen vereinen und verbrüdern, im ergebenen Dienfte des Vaterlandes finden die edelsten Gefühle und die fchönften Bestrebungen des menfchlichen Herzens ihre volle Befriedigung.“

In der kurzen Zeit feines Wirkens als Burdesrat hat Dr. Motta bewiefen, daß er eine ausgezeichnete Arbeitskraft ift. Als Vorfteher des wichtigen Departementes der eidgenöfifchen Finanzen hat er eine erftaunliche Tatkraft und einen echt ftattemännifchen Weitblick gezeigt. Dazu kommt ein freundliches, fchlichtdemokratisches Weifen, das ihm zur Achtung auch die Sympathie und die Liebe des ganzen fchweizer-volkes verbürgt.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bührer, Bern.

Am einem Juliabend lehnte der junge Schloffermeister Christian Zurflüh in feiner Werkftatttüre und überflog das Bezirksblättchen, das ihm eben unterf Fenfter gelegt worden war. „Sturmvögel“, hieß die Ueberschrift des Leitartikels. Aber Zurflüh fchob verächtlich die Unterlippe vor, als er den etwas windigen Kern des Auffages herausgelaubt hatte. „Angsthasen“, murmelte er, und las mit größerer Aufmerksamkeit auf der dritten Seite einen Bericht von der Landesaufstellung in Bern. Dann fchlüpfte er aus feinem dunkelblauen Uebergewändchen, und als forgungfältig, ja elegant gekleideter Herr fchloß er die Werkftatt hinter fich ab, fchwenkte um das blühende Sommergärtchen des Nachbarhauses und ftieg ein Fußpfädlein über duftendes Heuland hinunter zur „Rheinfchau“, ein altes, braves Landgasthaus, deffen hölzerne Laube über den Rand des grünen Fluffes hinaus hing, der mit weitem Bogen aus halbdigem, abendfonnigem Junglaub herausbrach. Ein Kartengruß von „Ihrer alten Bafe Katerli“, der neben Zurflühs Befteck lag, ließ den Mann die ftille Sommerluft der im Ueberfluf spendenden Stunde vergeffen. „Ihre alte Bafe?“ Weiß Gott, zwei Jahre älter als er, zweiunddreißig, mhm, fchon ein ganz nettes Pädlein für eine Ledige! Vor fünf Jahren hatte er fie das letzte Mal gefehen, in Taranto, dem kleinen Neft. Im August; fcheußlich heiß war's gewesen. Ihm hatte die ganzen acht Tage das Hirn gefotten. Er hatte nur noch ganz wenige Eindrücke: Tief blaues Meer mit weißen Wellenkämmen, braune, dürre Grasfteppen, darin ab und zu blendend weiße Städtchen. Manchmal auf einer Landftraße schwere, gelbliche Ochfen, die mit den Hörnern kleine Holzwagen zogen, und deren Hufen tief in den fandigen Straßen verfanfen. Dann eine kleine Spazierfahrt mit einem elenden Gaul in einem noch elenderen Chaischen, er neben „Katarina“, wie die Herrfchaft und die Kinder die Gouvernante riefen. Das war eigentlich alles, was ihm von jenem Zusammentreffen in Erinnerung geblieben war, und doch war er damals nach Taranto gefahren, um fie, wenn er fich recht erinnerte, zur Frau zu nehmen. Aber

von der Hitze hatte er einen derart dummen Kopf, daß er überhaupt zu nichts kam. Nun war fie also in der Schweiz. „Noch bis zum 30. an der Landesaufstellung“, hieß es auf der Karte und unten die Adresse.

„Also hopp!“ machte er und goß fchwungvoll den Reft Rotwein in den Hals. Aber mit fehr nachdenklicher Bewegung erreichte das Glas wieder die Tifchplatte. — Mhm? Zweiunddreißig? Mit zwanzig hätte er fie nehmen follen, Donnerwetter, das war noch ein Freffen gewesen. Was find im Dezember gefessene Trauben? Freilich, was war er mit achtzehn Jahren? Ein Gewerbefchülerlein, mit einer grünen Mütze, einem rauchenden Hochmut und nichtskönrendem Herzen und Händen. Und was war er jetzt? Inhaber einer kleinen Schlofferwerkftätte, eines Bankguthabens von 70,000 Franken, das ihm der letzte Wille einer Großtante, die fie ihm als Entfchädigung für die während anderhalb Jahrzehnten geduldig ertragenen Mahnbriefe zu einem tugendhaften, keufchen Lebenswandel überwiefen hatte, nachdem fie 23 Wohlthätigkeitsvereine und Anftalten mit fehr anfehnlichen Unterftützungen bedacht hatte. Die Schlofferwerkftätte war ja im Grunde ein Luxus. Außer zwei, drei Architekten, mit denen er befreundet war, beftellte kein Menfch etwas bei ihm, nachdem er eines Tages der Magd des Gemeindeprefidenten erklärt hatte, er ftide keine alten Schloffer, er mache nur Kunftfchmiedearbeiten. Damit hatte er fich den alten Schloffer des Dorfes zum aufrichtigen Freund gemacht, während alle übrigen ehrbaren Erwerbsmenfchen ihn neuerdings für einen „Bajaf“ hielten, dem es im Kopf nicht ganz recht fei, fonft würde er doch das Geld nehmen, wo es zu verdienen fei. So hätten's feit undenklichen Zeiten alle Leute in Rheinhofen gemacht, und darum feien die Rheinhofener faft durchs Band weg habliche Leute, was fich fchon darin zeige, daß im ganzen fchweizerland nirgends weniger Steuern erhoben würden als in Rheinhofen.

Also Zurflüh's Schloffergewerbe hatte vorläufig noch feinen goldenen Boden. Aber Zurflüh war nach dem Ab-